

# Die staatlichen Betriebe entlang der abgebrochenen Stadtmauer

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **146 (1968)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die nötigen Schlachteinrichtungen einzubauen. Alles Abwasser wird auf 120 Grad erhitzt, der Stalldünger verbrannt, die Abzugsluft streicht über glühende Roste. Die Errichtung ging nun wirklich sehr rasch vor sich; der Ratschlag wurde am 13. Februar 1941 genehmigt, die Eröffnung fand im Beisein von Bundesrat Stampfli am 26. Oktober 1942 statt. Der Bau kam auf 1,5 Millionen Franken zu stehen. Der Vertrag zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und dem Kanton Basel-Stadt vom Jahre 1941 wurde am 1. Januar 1962 durch einen Baurechtsvertrag zwischen dem Bund und der Einwohnergemeinde Basel ersetzt.

#### IV. Die staatlichen Betriebe entlang der abgebrochenen Stadtmauer

##### *1. Die Strafanstalt*

Unter allen Bauprojekten sei dasjenige einer neuen Strafanstalt am ältesten, heißt es im Ratschlag, der dem Großen Rat im Sommer 1861 überreicht wurde, seit dem ersten Vorschlag seien nun gerade vierzig Jahre verflossen. Lange Zeit spielte die Platzfrage eine wichtige Rolle, ganz einfach deshalb, weil kein Stadtteil das Zuchthaus haben wollte. Erneuten Auftrieb erhielt die Angelegenheit, als der berühmte Basler Gönner Christoph Merian die alte Strafanstalt im Predigerkloster für Fr. 200 000.— kaufte und das Gebäude dem Bürgerspital zur Verfügung stellte. Am 4. Mai 1857 willigte der Große Rat dankend in dieses Geschäft ein und mußte nun für einen Neubau sorgen. Die Behörden machten sich die Sache nicht leicht, ein Gutachten der Strafanstaltskommission setzte sich mit verschiedenen modernen Strafvollzugssystemen, darunter einem amerikanischen, auseinander. Man wollte etwas durchaus Modernes, die Besserung und nicht die Bestrafung sollte im Mittelpunkt stehen. Der neue Standort auf dem seit 1860 zur Verfügung stehenden Elsässerbahnhofareal stieß auf wenig Opposition, vorderhand grenzten zwei Seiten ja noch an die Stadtmauer. Das Preisgericht entschied sich für das vierflügelige Gebäude des Architekten Robert Moser aus Baden (Aargau), der den Bau unter Zuziehung des Basler Architekten Matthias Oswald auch ausführen durfte. Im Oktober 1864 erhielt der Droschkenhalter Rumpf den Auftrag, die Gefangenen in die neue Anstalt zu führen.

Bald scheint die Strafanstalt auch im Ausland bekannt geworden zu sein. Am 24. November 1873 bat der schweizerische Bundesrat den Bürgermeister und Rat des Kantons Basel-Stadt in einem feierlichen Schreiben, der rus-



sischen Gesandtschaft auf deren Kosten einen Plan zu übermitteln, da der russische Generalmajor Khlebnikoff nach einer Studienreise in Europa die Strafanstalten Basels und Lenzburgs als Musterbetriebe bezeichnet habe.

Aber man soll bekanntlich den Tag nicht vor dem Abend loben. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1876 ereignete sich ein zum Glück einmaliger Zwischenfall, der drei Beamten das Leben kostete. Der italienische Totschläger Bernardo Marciali und der wegen in Frankfurt und Budapest begangenen Betrügereien eingesperrte Emil Bienz aus Basel versuchten, die Flucht zu ergreifen. Marciali hatte um neun Uhr abends mit einem selbstverfertigten Holzschlüssel die beiden Zellentüren geöffnet. Gemeinsam warteten die beiden, bis morgens um vier Uhr einer der beiden im Erdgeschoß postierten Wärter auf die obere Galerie ging, um die Gaslampen zu löschen. In diesem Augenblick brachen sie auf. Marciali erstach mit einem aus der Werkstatt entwendeten Messer zuerst den oben stehenden Aufseher Hess, Bienz rannte dann mit dieser Waffe die Treppe hinab und tötete den unten gebliebenen Amtskollegen Hiller, der mit einem ungeladenen Karabiner zu Hilfe eilen wollte. Marciali konnte sich nun in Ruhe aus dem Gewehrrechen eine geladene Waffe aneignen. Sie nützte ihm allerdings nicht viel, denn der Sträfling Nirk, dem er nun die Zellentüre ebenfalls öffnete — wahrscheinlich, weil er einen alten Feind noch schnell beseitigen wollte, begann sofort ein Handgemenge. Marciali verspätete sich dadurch so, daß ihm nur übrig blieb, mit seinem Gegner Frieden zu schließen und mit dem erbeuteten Gewehr Selbstmord zu begehen. Weil der Gefangene Nirk die Gelegenheit zur Flucht nicht ergriff, schenkte ihm dann ein Regierungsratsbeschluß vom 19. August die Freiheit.

Bienz hingegen polterte von innen an die Eingangstüre, erstach den öffnenden Hofwächter Pfister, verzichtete auf den geplanten Mord des Direktors und entkam über die Mauer. Der mutige Portier Surbeck verfolgte ihn und konnte ihn beim Birsigviadukt so überraschend fassen, daß Bienz sich mit dem Messer nur noch einige nutzlose Wunden beizubringen vermochte. Bienz, der 1879 entlassen worden wäre, erhielt als eindeutiger Planer des Ausbruchs nun lebenslängliches Zuchthaus und wurde entgegen der neuen Praxis wegen steter Fluchtgefahr angekettet. Er starb bereits im November 1879 an Lungenschwindsucht. Die Beerdigung der Opfer fand unter großer Anteilnahme aller Bevölkerungsschichten statt. Die zwei Leichenpredigten des Anstaltspfarrers Oser wurden gedruckt und zugunsten der Hinterbliebenen verkauft. Der Regierungsrat entschädigte die Witwen und ihre Kinder mit für die damaligen Begriffe recht ansehnlichen Renten.

Natürlich beschäftigten sich die Behörden eingehend mit diesem Vorfall. An den Gerichtsverhandlungen gegen Bienz warf der Verteidiger der Straf-



anstaltsverwaltung vor, die Beaufsichtigung der Gefangenen, die in einer gemeinsamen Werkstatt arbeiteten, sei ihr Nebensache; sie wolle wie eine Fabrik bloß möglichst viel Geld verdienen. In den folgenden Jahren wurden die schwachen Zellentüren durch eichene ersetzt und die Verschlüsse verbessert. Bienz bewirkte mit seinen Klagen eine Untersuchung der Verpflegung und eine Verbesserung der Kost. Von 1879 bis 1884 stand die Erweiterung zur Diskussion; der Große Rat lehnte sie ab, weil zu dieser Zeit ein Rückgang der Sträflingszahl zu verzeichnen war, besonders bei den Frauen. Eine Reihe sogenannter Weiberzellen konnte später mit männlichen Sträflingen belegt werden. Der Sparwille wurde gestärkt durch die Tatsache, daß die meisten Insassen keine Basler Bürger waren. Im April 1888 verzichtete der Große Rat auf die Trennung zwischen Gefängnisinsassen und Zuchthaussträflingen. Zur Entlastung des überfüllten Lohnhofs verbüßte nun ein Teil der Häftlinge die Strafe im Zuchthaus.

Wichtige Entscheide fielen im Jahre 1899. Im Frühling verurteilte das Strafgericht zwei Aufseher, weil sie unerlaubten Lebensmittel- und Getränke schmuggel sowie unrechtmäßigen Ausgang toleriert hatten. Darauf erklärte der erste Direktor, der 1864 aus dem Bergell berufene Pfarrer Jakob von Salis, seinen Rücktritt. Erst jetzt bewilligte der Große Rat die Schaffung eines Oberaufseherpostens, der dem Direktor, welcher übrigens noch bis 1953 innerhalb der Mauern wohnte, einen Teil der Last abnehmen sollte. Die Abstimmung über die Einsetzung einer Strafanstaltskommission fiel hingegen negativ aus. Man solle nicht 1899 einführen, was man 1875 abgeschafft habe, warnte Regierungsrat Speiser. Schließlich forderte die Regierung mit Erfolg noch die Kompetenz, Sträflinge in außerkantonalen Anstalten unterzubringen, und im Januar 1900 gestattete der Große Rat den Umzug aller weiblichen Gefangenen in den Lohnhof.

Seither ist es allzu still geworden um unsere Strafanstalt. Sie wurde natürlich von Zeit zu Zeit renoviert und auch modernisiert. 1902 stellte man spezielle Nachtwächter an, und etwas später wurden die Zinnen der Mauer entfernt und verschiedene Bäume gefällt, um Fluchtversuche zu erschweren. Den Anforderungen, die man heute an einen Zuchthausbetrieb stellt, ist sie aber nicht mehr gewachsen. Sicher gehört ein Neubau zu den Zukunftsaufgaben der Stadt Basel. Die Namen der Direktoren nach Jakob von Salis sind: David Widmer (1899—1923), Ernst Nyffeler (1923—1941), Dr. Eduard Borel (1941—1953), Willy Bourgnon (seit 1953).



## 2. Die Arbeitsplätze des Baudepartementes

In erster Linie muß hier der Werkhof erwähnt werden, der dem Quartier während einer Reihe von Jahren ein besonderes Gepräge gab. Vor dem Bau des Vesalianums auf dem Areal des alten Werkhofes im Jahre 1883 mußte das Materiallager ins Klingental verlegt werden, wo sich bereits der staatliche Zimmerhof befand. Reklamationen der Kasernenverwaltung und einer Reihe von Kleinbaslern führten bald zur Ausarbeitung eines Projektes für einen definitiven neuen Werkhof neben der Strafanstalt. Es fand aber keine Gnade, weil viele Großräte durch gut ausgebaute Regiebetriebe eine Schädigung des Handwerkerstandes befürchteten. Das Baudepartement mußte 1888 einen neuen Plan «in den bescheidensten Grenzen» ausarbeiten. Der Zimmerhof und die Wohnung des Materialverwalters blieben im Kleinbasel. Ein Schuppen längs der Klingelbergstraße, genau an der Stelle der heutigen physikalischen Anstalt und in etwa gleicher Länge, sowie ein Palisadenzaun durften 1889 zum Bau ausgeschrieben werden. Daß schöne Bäume gefällt wurden, bewog die Anwohner, eine Petition einzureichen; sie erhielten die behördliche Zusicherung, man sei um eine Neuanpflanzung besorgt.

Schon 1891 sah sich der Große Rat aber veranlaßt, wegen eines Turnhallenbaus auf dem Kasernenareal die Zimmerei doch zu verlegen und dem Bau eines zweiten Schopfes zuzustimmen. 1894 hob ein Regierungsratsbeschluß die Vogesenstraße bis zum St. Johannis-Ring auf, so daß nun ein großes Rechteck, umgeben von der Klingelberg- und der Spitalstraße einerseits und der Pestalozzistraße und dem St. Johannis-Ring andererseits, zur Verfügung stand. Um Materialdiebstähle möglichst zu erschweren, war die Anlage bewohnt, und nachts lag zudem der staatliche Wachthund auf der Lauer. Anfänglich bezog das Baudepartement sogar die Hundekuchen selbst, wie die Werkhofakten bezeugen, später erhielt der Herr des Tieres eine Pauschalentschädigung. Der Spitalstraße entlang, auf dem Areal der heutigen chemischen Anstalt, befand sich ein Turnplatz mit einer Schirmhütte, er war im September 1891 festlich eingeweiht worden.

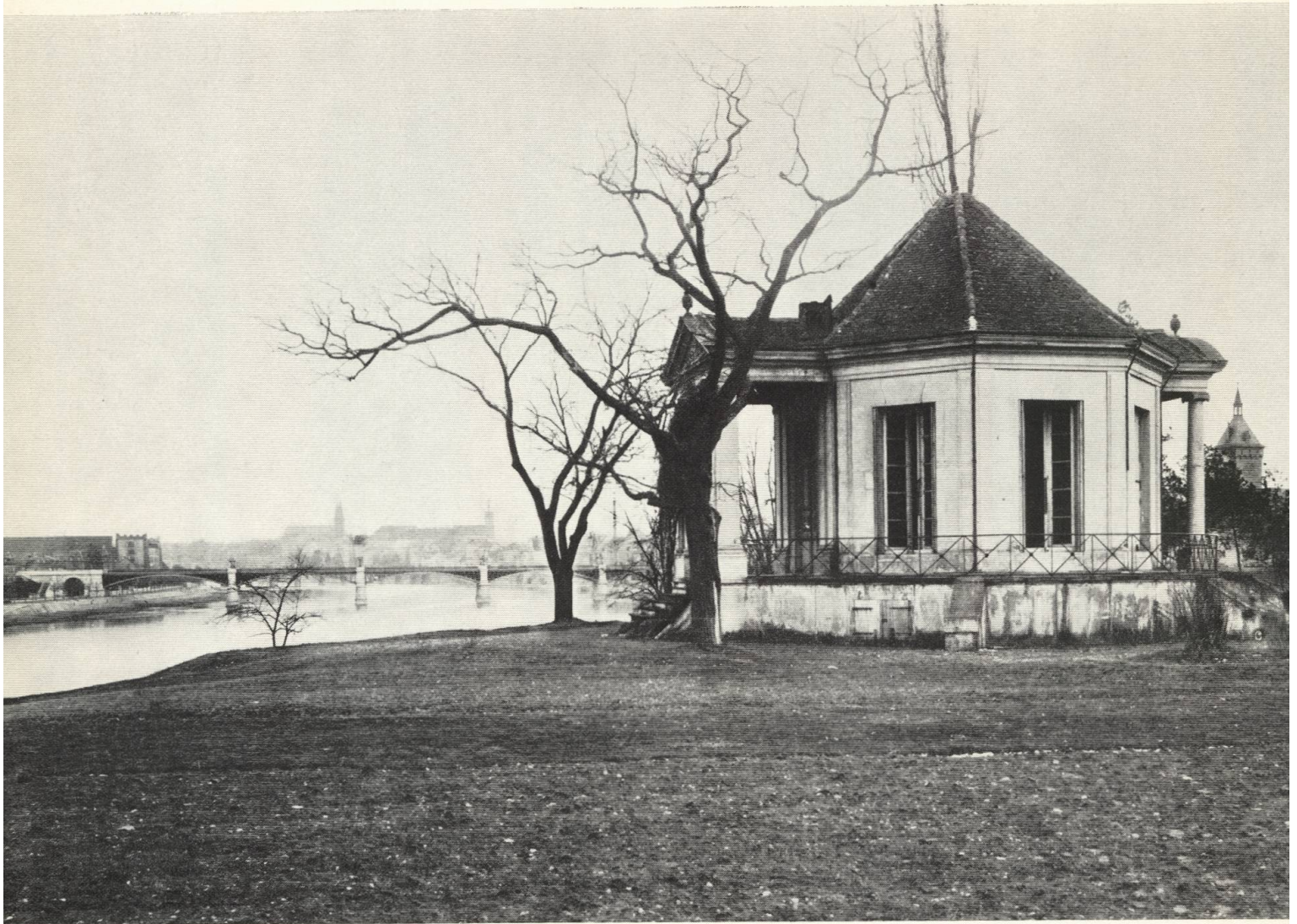
Bereits im Jahre 1902 schlug der Kantonsbaumeister vor, diesen gesamten idealen Baugrund nutzbringender zu verwerten und den Werkplatz zu verlegen. Der Große Rat trat darauf nicht ein, sondern bewilligte 1904 einen Kredit für Dampfwalzenschuppen. Der Neubau der chemischen Anstalt (1908—10) beanspruchte nur den Turnplatz. Der Bau des Anatomiegebäudes hingegen bedingte im Sommer 1918 den Umzug eines Teils des Werkhofes auf das Dreispitzareal; einige Schuppen wurden bei dieser Gelegenheit der chemischen Anstalt für behelfsmäßige Laboratorien zugeteilt. Im Herbst





5 Prinzessin Marie Thérèse Charlotte vor dem Reberschen Landhaus  
(S. 16)





6 Der Pavillon des Reberschen Landhauses und die alte Johanniterbrücke



1921 folgten die noch übrig gebliebenen Abteilungen, da Platz für die physikalische Anstalt geschaffen werden mußte. Der Große Rat hatte den Umzugsplan zuerst mit dem Auftrag zurückgewiesen, auf dem Dreispitz zugleich auch für Arbeiterwohnungen zu sorgen.

Neben diesem Werkplatzareal benützte das Baudepartement auch den Streifen Land zwischen der Strafanstalt und der Klingelbergstraße bis zum Frauenspital, das damals viel kleiner war als jetzt. Als 1889 das schweizerische Militärdepartement dem Kanton Basel-Stadt die Erhöhung des Salzvorrates auf 3500 Säcke vorschrieb, beschloß der Regierungsrat, hinter der Strafanstalt sofort ein dem Vorrat angepaßtes Salzmagazin zu erstellen. Es wurde aber bereits 1906 auf den mit Industriegeleisen versehenen Dreispitz verlegt, was die Transportspesen wesentlich verringerte; der Dreispitzverwalter übernahm zugleich die Pflichten des bisherigen Salzfaktors. Das freigewordene Areal konnte seit dem Spätsommer 1908 als Ersatz für den aufgehobenen Turnplatz an der Spitalstraße benützt werden. Seit dem Herbst 1951 verfügt allerdings nur noch die Strafanstalt darüber.

Weiter oben, wo sich jetzt das Ökonomiegebäude des Frauenspitals befindet, nahm am 4. Juni 1888 die «Arbeitshütte Klingelbergstraße» den Betrieb auf. Sie gehörte einem Wohltätigkeitsverein, der das Land vom Staat gegen Bezahlung einer minimalen jährlichen Rekognitionsgebühr zur Verfügung erhielt. Die Vereinsgründung ging auf eine Anregung des damals überall bekannten Pastors von Bodelschwingh aus Bielefeld zurück, der in einem in Basel gehaltenen Vortrag anregte, man solle, um die Bettelei zu verhindern, Arbeitslose beschäftigen und sie dafür unentgeltlich beherbergen. Die Arbeitshütte befaßte sich mit der Brennholzzubereitung; für acht Stunden Arbeit erhielt man ein Gratisnachtlager und drei Mahlzeiten. Der Betrieb entwickelte sich sehr erfreulich. Im August 1922 wurden die Bauten wegen der Spitalerweiterung auf das für eine allfällige Verlängerung der Ryffstraße ausgesparte Areal versetzt (Vogesenstraße 91). Zwischen das Salzmagazin und die Arbeitshütte stellte das Baudepartement den Meßbudenschopf. Er steht als letzter Zeuge all dieser Anlagen samt seinem Hausnummernschild Nr. 70 noch da, obschon er im Adreßbuch von der Häuserliste der Klingelbergstraße vor etlichen Jahren gestrichen wurde.

1937 kehrte das Baudepartement wieder an die Klingelbergstraße zurück. Ein Großratsbeschluß vom 15. Oktober dieses Jahres ermächtigte es, das Areal der ehemaligen Zimmerei Bachofen, das sich bis zur Maiengasse erstreckt, zu mieten, und ein weiterer Beschluß vom Juni 1942 billigte den Kauf. Es war nun möglich, die verzettelten Regiebetriebe der Hochbauabteilung an einem Orte zusammenzufassen. Die Stimmbürger, die 1936 den Ankauf der Wagnerschen Möbelfabrik (Mittlere Straße 24—30) zu diesem



Zwecke in einer Referendumsabstimmung sehr stark verworfen hatten, ließen diese späteren Großratsbeschlüsse gelten. Schließlich benützte das Baudepartement einen Teil der heute verschwundenen Kiesgrube auf der rechten Seite der Elsässerstraße unmittelbar nach der Kreuzung Hüningerstraße bis zur Überbauung als Lagerplatz. Einen Ersatz fand es dann über dem Tunnel der Elsässerbahn zwischen der Straßburgerallee und der Mauer des Kannenfeldparkes.

### 3. Die Universitätsanstalten

Sämtliche Universitätsanstalten unseres Gebietes, die zum Teil auch der Öffentlichkeit dienen oder im Falle des Frauenspitals mit einem öffentlichen Betrieb verknüpft sind, zeigen heute nicht mehr ihr ursprüngliches Gesicht, da sie alle mindestens einmal vergrößert worden sind. Sie legen Zeugnis ab vom Willen der Stadt, die Universität so gut als möglich auszurüsten. Als die ersten Institute in unserem Quartier gebaut wurden, war die Frage, ob man die Universität zugunsten einer Gewerbeschule aufgeben sollte, längst zum Vorteil der Alma Mater entschieden worden. Nur ein einziges Mal, nach dem Beschluß, die Skulpturhalle zu bauen, hielten es die Stimmberechtigten für angezeigt, das Referendum zu ergreifen. Das starke Mehr der Neinsager im Juni 1936 kam aber nicht deshalb zustande, weil das Geld an sich sie gereut hätte. Neben der offenen Hand des Staates spielten auch immer wieder private Schenkungen eine wichtige Rolle.

Wir wollen die einzelnen Anstalten kurz in der Reihenfolge charakterisieren, in welcher sie gebaut worden sind. Sicher darf man es bedauern, daß die Stadtmauer zwischen dem Spalentor und dem St. Johannstor ohne jede Rücksicht auf die recht eindrucksvollen Türme abgebrochen worden ist. Die Überbauung des freigewordenen öffentlichen Landes mit einer Reihe von Universitätsinstituten war jedoch immerhin besser, als wenn diese Parzellen an Spekulanten verkauft worden wären. Jahrelang benützte vor allem die Presse das Schlagwort vom baslerischen Quartier Latin, aber der Klingelbergstraße fehlten denn doch zu viele Voraussetzungen, deren es für die Entstehung einer speziellen Studentenatmosphäre bedurft hätte.

Das älteste der Institute ist das an die berühmte Professorenfamilie Bernoulli erinnernde *Bernoullianum*. Seine außergewöhnliche Entstehungsgeschichte, über die es eine lesenswerte Festschrift gibt, muß auch hier wenigstens gestreift werden. Am 17. Dezember 1859 erschien in den «Basler Nachrichten» ein vom Staatsschreiber Dr. G. Bischoff und über dreißig weiteren Basler Persönlichkeiten unterzeichneter «Aufruf zur Gründung einer Stern-



warte», die als Schenkung der Bürger- und Einwohnerschaft für die 1860 fällige Vierhundertjahrfeier der Universität gedacht war. Der Aufruf betonte, daß Genf, Bern und Neuenburg bereits über eine derartige Einrichtung verfügten und daß Basel die auf den ersten Blick hoch scheinende Kostensumme von Fr. 60 000. nicht scheuen dürfe. Der Erfolg blieb nicht aus; die aufschlußreiche Gönnerliste mit ihren unzähligen kleinen und großen Beiträgen weist ein Total von Fr. 58 654.— auf. So baslerisch wie die Gebefreudigkeit war allerdings auch das Seilziehen um den Standort bis ins Jahr 1868 hinein. Der Fonds stieg inzwischen auf über Fr. 85 000.— an.

Die feierliche Grundsteinlegung fand erst am 17. September 1872 statt. Es entstand nun aber, nachdem eine eingeräumte Frist für allfällige Einwendungen der Subskribenten unbenutzt verstrichen war, etwas anderes als vorgesehen, nämlich das vom bekannten Mathematik- und Physikprofessor Eduard Hagenbach-Bischoff angeregte Bernoullianum. Das große Bauvorhaben konnte nur verwirklicht werden, weil die Freiwillige Akademische Gesellschaft für die Finanzierung aufkam. Der Staat nahm das fertige Gebäude in seinen Unterhalt und erstellte eine spezielle Abwasserleitung bis zum Rhein. Der Stadtrat beschloß die Gratisabgabe eines bestimmten Quantum an Gas und Wasser. Als während der Bauarbeiten ein Maurer aus Hegenheim zutode stürzte, erließ Prof. Hagenbach sofort einen Aufruf für Geldspenden zugunsten der Hinterbliebenen; der Dankesbrief des sich auch 1873 noch maire nennenden Gemeindeoberhauptes liegt im Staatsarchiv. Eine weitere Sammlung ermöglichte 1876 die Anschaffung der Büsten von Daniel Bernoulli und Leonhard Euler, an der Einweihung hatte man sich aus finanziellen Gründen mit den Bildnissen von Jakob und Johannes Bernoulli zufrieden geben müssen. Der Regierungsrat beschloß 1875 noch den Kredit für eine anständige Freitreppe. Kurzum, Basel zeigte sich wirklich von seiner besten Seite.

Mit einer glänzenden Feier wurde das Gebäude am 2. Juni 1874 eingeweiht. Es gab verschiedene Ehrendoktoren und der Rector Magnificus lud auf den kommenden Winter auch «alles Volk zu dem collegium physicum experimentale» ein. Prof. Hagenbach, der nicht nur in der Fachwelt zu den anerkannten Größen zählte, sondern auch den Baslern als Großrat und Vater des Proporzsystems wohlbekannt war, führte diese populären Kurse noch jahrelang fort. Mit Demonstrationen über das Wunder Elektrizität oder Erklärungen über die damals gerade aufkommende Luftdruckbremse vermochte er die wißbegierigen Zuhörer stets in Atem zu halten. Erfreulicherweise lebt die Tradition der öffentlichen Vorträge heute weiter.

Das Bernoullianum enthielt die physikalische Anstalt unter Prof. Hagenbach und die chemische Anstalt unter Prof. Piccard; der erstern unterstand



bis zur Abtrennung im Jahre 1895 auch die astronomisch-meteorologische Anstalt. Bis dahin hatte übrigens die Universität im Gegensatz zu etlichen schweizerischen Kantonsschulen über kein Labor verfügt. Wichtig war auch der 450 Personen fassende große Hörsaal.

Aber schon nach zwanzig Jahren litten die Anstalten an Raumnot. Die Chemieabteilung, die für 25 Studenten berechnet worden war, mußte bald zwischen achtzig und hundert Studenten aufnehmen. Sie zog als erste im Jahre 1910 aus, die physikalische Anstalt folgte 1926. Am 4. Dezember 1926 konnten die Geologen, Mineralogen und Geographen im Bernoullianum einziehen. Zuletzt verlegte die astronomisch-meteorologische Anstalt ihren Sitz; seit Anfang 1929 werden die täglichen Messungen in der neuen Sternwarte oberhalb des Margarethenparkes vorgenommen. Nach mehr als vierjähriger Diskussion über die Art der Verwendung bewilligte der Große Rat im Februar 1956 2,5 Millionen Franken für eine Erweiterung. Der Altbau wurde im gleichen Stil um fünf Fensterachsen verbreitert, dahinter entstand ein Neubau, und die ehemalige Schanze erhielt ihr heutiges Aussehen. Auf den ursprünglichen Plan, dem historischen Seminar einen Platz einzuräumen, verzichteten die Behörden.

In unmittelbarer Nähe des früheren Mauergürtels, auf dem alten Werkplatz, entstand in den Jahren 1883—85 die Anstalt für normale Anatomie und Physiologie, das *Vesalianum*. Auch dieses Gebäude kam nur dank finanzieller Mithilfe der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft zustande, welche die Hälfte der Bausumme von Fr. 320 000.— übernahm. In der Begründung wiesen die Initianten auf den Studentenzuwachs und die Tatsache hin, daß sämtliche Präparate im feuchten Rheinsprunglokal verdürben. Schon damals dachte man an ein Kollegiengebäude in unmittelbarer Nähe, ein Wunsch, der allerdings erst 1939 in Erfüllung ging. Der Große Rat faßte den Baubeschluß für die neue Anatomie am 29. Januar 1883; am 3. November fand bereits das Aufrichtefest statt, der Unterricht begann im Frühling 1885. Zur Eröffnung erschien ebenfalls eine Festschrift. Der Name erinnert an den berühmten, in Brüssel geborenen Medizinprofessor Andreas Vesalius (1514—64), der von 1540 bis 1544 in Basel weilte und hier bei Oporin sein Hauptwerk «*De corporis humani fabrica*» drucken ließ. Noch heute besitzt die Universität das Skelett eines von ihm seziierten hingerichteten Verbrechers, welches nach den Angaben im Historisch-Biographischen Lexikon das älteste nachweisbare anatomische Präparat der Welt ist. Vesalius lebte später als Leibarzt Karls V. und Philipps II. in Madrid. Er starb nach einem Schiffbruch auf der Rückfahrt von einer Pilgerreise ins Heilige Land.

Die anatomische Anstalt konnte im Herbst 1921 den ersehnten Neubau an der Pestalozzistraße beziehen, genügte doch der etwas über fünfzig Per-



sonen fassende Saal im Vesalianum schon längst nicht mehr. Im Wintersemester 1913/14 zählte man zum Beispiel neben hundert Schweizern noch über vierzig russische Studenten. Ein staatlicher Kredit erlaubte 1922 den Ausbau der physiologischen Anstalt, der physiologisch-chemischen Anstalt und der pharmakologischen Anstalt, die später auszog. Dafür erhielt das schweizerische Vitamininstitut hier ein Obdach. Den ersten Kredit für die 1966 noch nicht abgeschlossene großzügige Erweiterung gewährte der Große Rat im Sommer 1957; der eigentliche Baubeginn verzögerte sich, da die Universität gegen einen geplanten Vorbau im Garten des Kollegiengebäudes Einspruch erhob und mit Erfolg die Ausarbeitung eines neuen Projektes verlangte.

Acht Jahre nach der Einweihung des Vesalianums beschloß der Große Rat den Bau von gleich zwei bedeutenden Gebäuden. Am 9. März 1893 bewilligte er das Frauenspital und am 18. Mai 1893 die Öffentliche Bibliothek (Universitätsbibliothek).

Das *Frauenspital* oder die gynäkologisch-geburtshilfliche Anstalt wurde auf Staatskosten erstellt, weil die finanziellen Kräfte der das Bürgerspital verwaltenden Bürgergemeinde für einen zweiten derartigen Betrieb nicht ausreichten. Die Institution hatte seit 1868 bestanden, aber stets an Raumnot gelitten. Im Erdgeschoß des von den Architekten Vischer und Fueter entworfenen Gebäudes befanden sich die Verwaltungsräume, die Poliklinik und der Hörsaal. Die Gebärabteilung war im ersten Stock untergebracht, die gynäkologische im zweiten; beiden Abteilungen standen zwei Operationssäle zur Verfügung. Der Dachstock beherbergte Zimmer für das Personal und die Absolventinnen von Hebammenkursen. Die Kosten betrugen etwas mehr als eine Million Franken. Prof. Bumm, der erste Vorsteher, bemerkte in der Eröffnungsansprache am 22. Februar 1896, er kenne die meisten derartigen Spitäler in Deutschland, auch etliche in England, Frankreich und Italien. Er dürfe behaupten, daß Basel nun eines der schönsten besitze. Das Gebäude ist heute noch erkennbar, es ist der inzwischen aufgestockte Seitenflügel längs der Klingelbergstraße, wo sich auch der Haupteingang befand. Die Zufahrt ist jetzt verschwunden, und die davorliegende öffentliche Anlage gehört seit der ersten Erweiterung zum Spitalgarten.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg war das Frauenspital überfüllt, und zwar hauptsächlich wegen des Zuzugs aus der elsässischen und der badischen Nachbarschaft. Das Baudepartement stellte deshalb die Erweiterungsprojekte im Ersten Weltkrieg zurück. Als das Spital in den Nachkriegsjahren auch das Vertrauen der Basler Frauen gewann, wurde die Vergrößerung unumgänglich. Im Juni 1923 beschloß der Große Rat nach eingehender Kommissionsberatung einen etappenweisen Ausbau im Betrage von rund



fünf Millionen Franken. Zuerst konnten das Ökonomiegebäude mit einem markanten Fabrikamin, der dann später abgebrochen wurde, und die Isolierabteilung dem Betrieb übergeben werden. 1926 folgte der Bau des Flügels an der Schanzenstraße mit Verwaltungs- und Unterrichtsräumen sowie dem neuen Haupteingang. Schließlich entstand auf dem ehemaligen Schellenmätteli, welches als Spiel- und Eislaufplatz sehr beliebt gewesen war, die neue gynäkologische Abteilung. Nach der Eröffnungsfeier am 9. März 1929 kam der Umbau des alten Hauses an die Reihe, dieses diente nun nur noch der geburtshilflichen Abteilung. Prof. Labhardt, der damalige Vorsteher, verfaßte zur Erinnerung an den Abschluß der Bauarbeiten eine kurze, aber aufschlußreiche Spitalgeschichte.

Zwischen 1930 und 1955 stieg die Zahl der Geburten von 2000 auf 3300 und der gynäkologischen Fälle von 1100 auf 2100 an, was die Behörden zwang, wiederum etappenweise eine zweite Vergrößerung in Angriff zu nehmen. Zuerst wurde das Stammhaus, in dem seit 1930 nur noch die geburtshilfliche Abteilung untergebracht war, für rund vier Millionen Franken aufgestockt; das neue Flachdach ist nur sechzig Zentimeter höher als der alte Dachfirst. Anschließend bewilligte der Große Rat im Dezember 1959 fast vierzehn Millionen Franken, hauptsächlich für die Erweiterung der gynäkologischen Abteilung. Diese Arbeiten sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen.

Dem Bau der *Öffentlichen Bibliothek (Universitätsbibliothek)* war 1891 ein Planwettbewerb vorausgegangen, der nicht befriedigte. Der Regierungsrat erteilte darauf dem nicht beteiligten Architekten Emanuel La Roche einen Projektauftrag, welcher dann allgemeine Zustimmung fand. Wenn kürzlich ein großer Teil der neobarocken Anlage der Erweiterung geopfert wurde, so geschah das nicht aus ästhetischen Gründen, sondern weil es an Platz fehlte und die drei fächerförmig auseinanderstrebenden Gebäudeflügel einen rationellen Betrieb verunmöglichten. Die alte Eingangshalle und auch der Lesesaal hatten eine wirkungsvolle Würde ausgestrahlt, so daß auch der modern eingestellte Benutzer bereit gewesen war, die zeitbedingten Verzierungen in Kauf zu nehmen. Der Bau kam wiederum nur deshalb zustande, weil die Freiwillige Akademische Gesellschaft Fr. 400 000.—, also die Hälfte der Kosten, zu übernehmen imstande war. Aus Sicherheitsgründen wurde die damals noch gar nicht übliche elektrische Beleuchtung gewählt. Die Einweihung am 6. November 1896 fiel mit der Rektorsfeier, dem heutigen dies academicus, zusammen. Die Presse vermerkte, daß der Große Rat fast vollständig an der Feier in der Martinskirche teilnahm und daß eine Reihe von Studenten schon an diesem Festakt über Gebühr betrunken war. Der Rector Magnificus, Prof. Duhm, sprach über das zur Zeit der



Basler Zionistenkongresse durchaus aktuelle Thema der Bibliothek der jüdischen Gemeinde. Dann bewegte sich der Festzug zum Bibliotheksgebäude, wo Prof. Andreas Heusler, der Präsident der Bibliothekskommission und Verfasser der Festschrift, gemäß «altem deutschem Rechtsbrauch» zum Umgang einlud. Ein Zunftessen in größerem Rahmen beendigte den Tag.

In den Jahren 1912—13 wurde das Büchermagazin längs der Bernoullistraße um zwei Drittel im gleichen Stil verlängert. Den Bau einer Abwärtswohnung wiesen die Behörden aus gesundheitspolizeilichen Gründen jedoch ab, so daß bis in die Gegenwart hinein ein Angestellter Nachtdienst leisten mußte. Nach dem Ersten Weltkrieg klagte die Verwaltung erneut über Raummangel. Die 1928 entworfenen Ausbaupläne wurden jedoch zugunsten des Kunstmuseums und des Kollegiengebäudes auf die Seite gelegt. Zu den nun unumgänglichen Notmaßnahmen gehörte die Umwandlung des Ausstellungssaals im ersten Stock in einen zweiten Lesesaal und die Verlegung des Kataloges in den Keller. Die Projektierungsarbeiten für einen Neubau dauerten von 1935 bis 1961, als der Große Rat nach einer Kommissionsberatung im Februar die Ausführung des Projektes von Architekt Otto Senn im Betrage von 11,7 Millionen Franken beschloß. Dazu kam noch ungefähr eine Million für die in den Jahren 1948—50 ausgeführten Unterkellerungsarbeiten, welche aus Raummangel einfach nicht mehr aufgeschoben werden konnten. Es gelang dem Architekten, einen Bauplan aufzustellen, der den Bibliotheksbetrieb stets gewährleistete. Im Herbst 1965 fand der Umzug in den neuen Lesesaal statt, und anfangs 1966 folgte der Abbruch der alten Gebäude mit Ausnahme des Magazinflügels längs der Bernoullistraße, welcher bestehen bleibt. Gegenwärtig wird an der Überbauung des freigelegten Areals gearbeitet. Es sei noch erwähnt, daß beim Umzug der Bücher aus dem Museum an der Augustinergasse im Jahre 1896 rund 217 000 Bände gezählt wurden, 1966 waren es 1,9 Millionen.

Noch vor der Eröffnung des Frauenspitals und der Öffentlichen Bibliothek, im April 1895, beantragte der Regierungsrat die Verlegung des *Botanischen Gartens* vom Areal beim heutigen Polizeiposten Aeschenplatz auf den verwahrlosten Spalengottesacker zwischen der Universitätsbibliothek, dem Stachelschützenhaus, der Schönbeinstraße und dem Spalentor. Der Große Rat war mit der Verlegung des Gartens einverstanden, wies das vorgelegte Projekt aber trotzdem zurück, weil er fand, die gleichzeitig geplante Botanische Anstalt könne billiger im Polizeiposten beim Spalentor untergebracht werden. Als der Regierungsrat in einem zweiten Ratschlag auf seiner Ansicht beharrte, wurde der Kredit im Februar 1896 mit einem knappen Mehr gebilligt. Die Ausgaben waren übrigens durch die Landverkäufe beim Aeschenplatz mehr als gedeckt. Im Sommer 1898 konnte der Garten



mit seinen Gewächshäusern und der Botanischen Anstalt an der Schönbeinstraße seiner Bestimmung übergeben werden.

Da für die Erweiterung der Universitätsbibliothek ein Stück des Botanischen Gartens benötigt wurde, schlug der Regierungsrat gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Ratschlages über die Bibliothekserneuerung im Sommer 1959 noch eine Neugestaltung des Gartens vor. Der Große Rat untersuchte vor seiner Zusage zuerst die Frage, ob der Garten beim Spalentor nicht besser aufzuheben sei, da bereits von einer Anlage in Brüglingen gesprochen werde. Der Wunsch der Universität, nach dem Vorbild Münchens einen Teil des Botanischen Gartens in der Innenstadt zu behalten, fand dann bei den Ratsherren Gehör. Der bewilligte Betrag von 4,5 Millionen Franken erlaubte die Beseitigung der abbruchreifen Gewächshäuser und Schöpfe, den Bau einer Orangerie mit unterirdischem Labor und die Errichtung von Dienstgebäuden am Spalengraben. Der Polizeiposten mußte weichen. Die Bauarbeiten konnten 1966 nicht beendet werden.

Wenden wir uns nun den bereits erwähnten Anstalten auf dem ehemaligen Werkhofareal des Baudepartementes zu. Der Bau der *Chemischen Anstalt* längs der Spitalstraße war schon vor der Jahrhundertwende gefordert worden, doch ließen die Behörden 1895 zur Entlastung des Bernoullianums zuerst einmal ein provisorisches Laboratorium in der Kleinbasler Eisfabrik errichten. 1903 nahm der Staat zudem das Privatlabor des Chemieprofessors Nietzki unter seine Verwaltung, weil er sich immer noch nicht an einen kostspieligen Neubau heranwagte. 1905 schließlich unternahmen die Chemieprofessoren mit Kantonsbaumeister Th. Hünerwadel, der dann die allseits bewunderten Pläne entwarf, eine Studienreise nach Deutschland. Vor der Annahme des Ratschlages durch den Großen Rat im November 1907 war noch der Widerstand des Quartiers gegen die Verwendung des Turnplatzes als Baugrund zu überwinden. Einmal mehr beteiligte sich die Freiwillige Akademische Gesellschaft an den Kosten, sie überwies Fr. 225 000.—, so daß nur noch ein Staatsbeitrag von Fr. 605 000.— nötig war. Die Bauarbeiten begannen im Sommer 1908, und am 13. Mai 1910 zogen die Studenten, angeführt von einem Reiter und zwei Radfahrern, samt ihren Utensilien in Droschken von der Eisfabrik ins neue Heim um. An der Einweihungsfeier zwei Tage später konnten die Gäste das Gebäude in betriebsbereitem Zustand besichtigen.

1918 wurde die Gasbeleuchtung durch die elektrische ersetzt, weil das Gas knapp war. Wie wir wissen, erhielt die Anstalt bereits 1919 Werkhofgebäude zugeteilt, die als Hilfslaboratorien eingerichtet wurden und eine Erhöhung der Studentenzahl ermöglichten. Die Genugtuung darüber, daß man gespart hatte, war also von kurzer Dauer. Erst im Sommer 1948



konnte jedoch der Regierungsrat eine Erweiterung im Betrage von rund fünf Millionen Franken vorschlagen. Der Ratschlag stellte fest, das Fabrikinspektorat hätte einen derartigen Privatbetrieb schon längst geschlossen, es gehe dort zu, wie wenn man eine Kompagnie Soldaten in einem Einfamilienhaus einquartiere. Da von privater Seite bereits eine Million Franken für eine Farbchemieabteilung gestiftet worden waren und weitere 2,4 Millionen in Aussicht standen, willigte der Große Rat noch im Dezember desselben Jahres ein. Der Neubau längs des St. Johannis-Rings wurde im Januar 1953 eingeweiht, er dient der organischen Abteilung. Ein im Juni 1957 gewährter Kredit ermöglichte auch den Ausbau der anorganischen Abteilung im Altbau und in einem anschließenden Neubau an der Pestalozzistraße. Gegenwärtig wird die organische Abteilung wiederum erweitert.

Den Bau eines neuen *Anatomiegebäudes* beschloß der Große Rat im März 1918. Die Vorlage schien zuerst gefährdet, die Vertreter der sozialdemokratischen Partei gaben ihre Einwilligung nämlich erst, nachdem die bürgerlichen Parteien versprochen hatten, die Errichtung eines Volkshauses ebenfalls zu unterstützen. Nicht zum erstenmal las man im Ratschlag, das alte Gebäude — hier das Vesalianum — sei von Anfang an zu klein gewesen. Die Übergabe an die Fakultät fand am 26. Oktober 1921 statt, auf eine öffentliche Besichtigung wurde absichtlich verzichtet. Nun war Platz für 150 Studenten vorhanden statt bloß für fünfzig, und der Leichenkeller erlaubte die einwandfreie Aufbewahrung von 48 Leichen. Die Pläne schuf wiederum Kantonsbaumeister Th. Hünerwadel, die Plastiken sind das Werk des Bildhauers Karl Gutekunst. Im Sommer 1957 gelangte der Regierungsrat mit einem Erweiterungsprojekt an den Großen Rat, welches mit 2,39 Millionen fast dreimal soviel kostete wie der große Bau von 1918. Auf Antrag der eingesetzten Untersuchungskommission wurde der Kredit bewilligt. Seit 1921 befindet sich auch das *Gerichtlich-medizinische Institut* in diesem Gebäude.

Auf ungewöhnliche Art und Weise kam es zum Baubeschluß für die *Physikalische und Physikalisch-chemische Anstalt*, er wurde zusammen mit dem Baubeschluß für eine Straßenbahnlinie vom Badischen Bahnhof über die Johanniterbrücke zum Schützenhaus im März 1923 gefaßt. Die Feststellung der maßgebenden Professoren, daß ein Trambetrieb neben dem Bernoullianum die wissenschaftliche Arbeit verunmögliche, hatte die Erstellung der Linie jahrelang verzögert. Als diese zuletzt doch beschlossen wurde, bewilligte man gleichzeitig den Auszug der Physiker in ein neues Heim auf dem Werkplatz längs der Klingelbergstraße. Die Vorlage war 1919 ausgearbeitet, doch fehlte es damals an Geld. Erst als Bundessubventionen zur



Behebung der Arbeitslosigkeit zur Verfügung standen, wagten die Behörden die Errichtung des Gebäudes, dessen Kosten von 2,4 Millionen Franken für damalige Verhältnisse recht hoch waren. Seine Länge betrug 112 Meter, es war nach dem Bürgerspital das weitaus größte staatliche Haus. Einen besondern Akzent verliehen die beiden 1925 im Hofe aufgestellten, vierzig Meter hohen Sendetürme, die kurze Zeit vom Radiosender Basel mitbenützt wurden und erst der gegenwärtigen Erweiterung zum Opfer fielen. Die Projektierung lag erneut in den Händen des Kantonsbaumeisters; die Bildhauer Karl Gutekunst und Albert Roos erhielten den Auftrag, ein Relief für eine der beiden Eingangstüren zu schaffen. Regierungsrat Hauser hatte für das vielerorts als überdimensioniert bezeichnete Projekt kämpfen müssen. Die Weitsicht lohnte sich aber, denn die Anstalt blieb dem steten Ansteigen der Studentenzahl lange Zeit gewachsen. Erst im November 1965 sah sich der Große Rat veranlaßt, fünfzehn Millionen Franken für eine Erweiterung zu gewähren. Die Arbeiten sind gegenwärtig im Gange. Eine Verlegung wurde nicht gefordert, nicht zuletzt weil im bestehenden Gebäude Millionenwerte investiert sind.

Außerhalb der ehemaligen Stadtmauer stehen die beiden letzten Universitätsanstalten des Äußeren St. Johann-Quartiers. An der Mittleren Straße 17 konnte die *Skulpturhalle* mit dem archäologischen Seminar Ende Februar 1963 doch noch eröffnet werden. Die Sammlung von Gipsabgüssen, welche von 1887 bis 1927 in der Kunsthalle aufgestellt gewesen war, mußte aus Platzgründen entfernt und magaziniert werden, zuerst im Hause Mittlere Straße 21 und von 1940 an im Hinterhaus der ehemaligen Gesslerschen Fabrik, Mittlere Straße 23. Der Abbruch der Liegenschaft zwang zu einer neuen Lösung. Sie bestand darin, daß der Staat, der gleichzeitig für das Altersheim der Adullam-Stiftung einen Erweiterungsbau finanzierte, das Erdgeschoß zur Aufstellung der so lange vernachlässigten Sammlung für sich beanspruchte.

Ein schönes Beispiel privater Initiative ist die *Augenheilanstalt*, die noch heute von einer Stiftung verwaltet wird. 1864 gründete der Arzt Dr. Heinrich Schiess mit privaten Mitteln die «Augenheilanstalt für arme Augen Kranke» an der Missionsstraße 45. Es war dies nicht bloß das erste Augenspital in der Schweiz, sondern auch die erste poliklinische Institution in Basel. Als Schiess zum Ordinarius ernannt wurde, baute er 1877 ein Spital an der Mittleren Straße 91, das seither die ophthalmologische Klinik und Poliklinik beherbergt. Die Stiftung bemühte sich stets, so weit als möglich auf privatem Wege zu Geld zu kommen, zum Beispiel auch durch Bazarveranstaltungen. Von Zeit zu Zeit mußte natürlich der Staat einspringen, der Große Rat zeigte aber jedesmal Verständnis. 1926 erwarb die Stiftung



die anstoßende Liegenschaft Nr. 93, und in den Jahren 1950—53 konnte das Spital mit großzügiger staatlicher Hilfe erweitert werden. Der gegenwärtige Leiter, Prof. Rintelen, betonte, es sei nun eines der schönsten Augenspitäler in Europa. In den über hundert Betriebsjahren büßte die Augenheilanstalt nie etwas von ihrem guten Rufe ein und kann heute ebenso stolz auf eine internationale Kundschaft sein wie in früheren Jahrzehnten. Seit 1955 ziert übrigens der alte Claraplatzbrunnen die Gartenanlage.

#### 4. Die Schulhäuser

Angesichts der beträchtlichen Ausdehnung des Quartiers mag es auf den ersten Blick erstaunen, daß, wenn wir von den Kindergärten absehen, nur zwei Schulhäuser gebaut worden sind. Wir müssen uns jedoch bewußt sein, daß die industriellen und die öffentlichen Betriebe mehr als die Hälfte des Bodens beanspruchen. Zudem stehen in angemessener Distanz Schulhäuser der Nachbarquartiere zur Verfügung. Die Eröffnung der Johanniterbrücke war zum Beispiel ein Grund, mit dem Bau einer Mittelschule noch zuzuwarten.

Das ältere der zwei Schulhäuser, die beide auf den Trümmern der Stadtbefestigung stehen, ist die *Primarschule St. Johann*. Der Baukredit wurde vom Großen Rat im März 1885 zuerst verweigert. In den Sitzungen fielen sehr harte Worte. Ein Großrat meinte, Basel «gebe es zu nobel», man solle lieber für gute Lehrer sorgen, statt Paläste wie das viel zu teure Bläischulhaus hinzustellen. Einige wenige hätten sich mit einem billigen Shedbau noch einverstanden erklären können. Nun, die Verdoppelung der Schülerzahl zwischen 1870 und 1884 war natürlich nicht von einer Verdoppelung der Steuereinnahmen begleitet, und viele Großräte befürchteten nach acht neuen Schulhausbauten Steuererhöhungen. Eine eingesetzte Kommission zur «Beratung der Schulbaunormalien» kam aber zum Schluß, man könne keine großen Einsparungen vornehmen. Im Juni 1886 fand ein neues Projekt dann Gnade; mit Fr. 413 000.— war es etwa Fr. 80 000.— billiger als das kritisierte Bläischulhaus. Der Plan sah erstmals einen dritten Stock vor, 24 Zimmer für je 54 Kinder ermöglichten die Schließung einer Reihe sanitär unzulänglicher Klassenzimmer in ungeeigneten Gebäuden. Die Abwartwohnung und eine kleine Turnhalle wurden auf der anderen Seite des Hofes als selbständige Gebäude errichtet. Der Unterricht begann am 10. Oktober 1888. Im Juli 1889 bewilligte der Regierungsrat einen Kredit von Fr. 900.— für die Einrichtung der Gasbeleuchtung in vorläufig sechs Zimmern.



Bald darauf, am 27. April 1891, beschloß der Große Rat den Bau des *Pestalozzischulhauses* für die damalige Knabensekundarschule, die heutige Realschule. Für Fr. 461 000.— ließen sich ein Schulgebäude mit 15 Zimmern für 48 und 2 Zimmern für 56 Schüler, eine Turnhalle und eine Abwartswohnung erstellen. Die Benennung erhielt das Schulhaus nach einer Pestalozzistatue, die der Regierungsrat für das 1892 fällige fünfzigjährige Jubiläum der Sekundarschule zu stiften beschloß und dann dem neuesten Schulhaus anvertraute. Der in Paris lebende Schweizer Bildhauer Alfred Lanz hatte sich anboten, für zweieinhalbtausend Franken eine kleine Kopie seiner in Yverdon stehenden Pestalozzistatue anzufertigen. An der öffentlichen Besichtigung anfangs Oktober 1893 erregte neben dieser Gabe die moderne Douchenanlage besonderes Aufsehen.

Es dauerte nicht lange, bis die Primarschule zu klein wurde. Im Frühjahr 1899 mußte eine Baracke für drei Schulklassen im Hofe aufgestellt werden, die zweite folgte ein Jahr später auf dem Turnplatz gegenüber der Schule. Als im Dezember 1900 noch eine Suppenverteilungshütte die Turner einengte, reklamierte ein Betroffener in der Presse, allerdings vergeblich. Beim Bau der Chemischen Anstalt verschwanden dann diese Notgebäude; die Schulbaracke wurde an der Liesbergerstraße wieder aufgestellt. Als Ersatz diente vom Frühling 1908 bis zum Herbst 1917 die vom Staat erworbene Zäslinsche Liegenschaft, Johanniterstraße 17—19, wo das Baudepartement einen Teil seiner Regiebetriebe untergebracht hatte. Seither benützt man wieder Baracken, die neueste steht vor dem Schulhaus, gegenüber der Strafanstalt.

Im November 1912 führte die Lehrerschaft der St. Johannesschule den ersten Elternabend in Basel durch. Die Presse begrüßte dieses Unternehmen sehr und berichtete auch kurz über die folgenden Zusammenkünfte, die jeweils an Sonntagabenden in der Turnhalle stattzufinden pflegten. Neben Referaten von Lehrern oder Fachleuten gab es stets Schülerdarbietungen. Regierungsrat Mangold, der damalige Vorsteher des Erziehungsdepartementes, ließ es sich nicht nehmen, einmal persönlich zu erscheinen und den Dank der Behörden auszusprechen. Der Erste Weltkrieg scheint dann dieser Tradition ein Ende bereitet zu haben. Dafür wurde am 1. Februar 1917 in der Turnhalle ein Eßlokal der Volksküche für die unzähligen Minderbemittelten eröffnet. Die Küche befand sich zuerst im Schlachthof und später an der Wasserstraße. Für zehn Rappen konnte man eine Portion Suppe essen oder abholen, für vierzig Rappen erhielt man eine Mahlzeit. Ende Juli 1920 wurde dieser Betrieb wegen mangelnder Frequenz eingestellt.

Aus der Geschichte des Pestalozzischulhauses sei noch folgendes erwähnt. Eine Petition von zwanzig Lehrern bewirkte 1918 die Einführung des elek-



trischen Lichtes; das Gaslicht durfte damals wegen Kohlenmangels nicht benützt werden. 1926 übergab die Kunstkreditkommission der Schule den «Kleinen Nazi»-Brunnen, ein Werk von Karl Wilde. 1927 wurde die Turnhalle gemäß den Wünschen der Turnvereine verbreitert und erhöht. Am 10. Februar 1930 mußte eine Schar Halbwüchsiger polizeilich entfernt werden; diese Burschen hatten versucht, die Schüler wegen eines erlassenen Fußballspielverbotes zu einem Krawall aufzureizen, und sich geweigert, das Schulhaus freiwillig zu verlassen.

Große Umbau- und Erneuerungsarbeiten erstreckten sich über die Jahre 1957—64. Das Abwartshaus und die Turnhalle der St. Johansschule wurden abgerissen und durch geräumigere Neubauten ersetzt, die auch Zimmer für ein Primarschulrektorat enthalten. Weiter erneuerte man die Baracke im Hof, die zuletzt von der Gewerbeschule benützt worden war. Die Hofmauer zwischen den beiden Schulhöfen fiel zugunsten einer gefälligeren Abgrenzung. Schließlich erfolgte die Außenrenovation des Pestalozzischulhauses.

Für die *Kindergärten*, die erst 1895 verstaatlicht worden waren, pflegte das Erziehungsdepartement Räumlichkeiten in Privathäusern zu mieten. Nach dem Ersten Weltkrieg stieß es jedoch auf immer größere Schwierigkeiten, so daß es sich entschloß, eigene Gebäude zu erstellen. So entstand 1925 der Kindergarten an der Ecke Mülhauserstraße/Lothringerstraße mit zwei Seitenflügeln und einer Wohnung über dem Mitteleingang auf dem damals noch nicht verkauften Viehmarktareal. Der Große Rat billigte den Ausschluß des Referendums. Da nicht weniger als drei Mietverträge aufgehoben werden mußten, wollte er den Neubau nicht gefährden. Die Kosten betragen nur Fr. 90 000.—.

Die Aufstellung von nicht unterkellerten Durisolhütten zum Preise von rund Fr. 80 000.— für eine Einheit ermöglichte eine zweite Zusammenlegung in den Jahren 1950—55. Ein Haus kam an die Neudorfstraße und drei wurden an der Ecke Burgfelderstraße/Straßburgerallee aufgestellt.

## V. Die staatlichen Betriebe außerhalb der Stadtmauer

### 1. Die Gasanstalt (später Gaswerk) 1860—1931

Die Gasanstalt vor dem St. Johannstor, welche ihre Tätigkeit Ende Oktober 1860 aufnahm, war das zweite Gaswerk für die Öffentlichkeit und das dritte in unserer Stadt. Basel bediente sich dieser Energiequelle verhältnismäßig spät, in Europa und Amerika entstanden die ersten Gaswerke zwischen 1810 und 1820. In der Schweiz standen bereits einige Anlagen in